

DEUTSCHE BAUZEITUNG

58. JAHRGANG * № 71 * BERLIN, DEN 3. SEPTEMBER 1924

HERAUSGEBER: PROFESSOR ERICH BLUNCK, ARCH.
SCHRIFTFLEITER: REG.-BAUMEISTER a. D. FRITZ EISELEN.

Alle Rechte vorbehalten. — Für nicht verlangte Beiträge keine Gewähr.

Hundert Jahre Berliner Architekten-Verein. 1824—1924.



hundert Jahre, ein dreifaches Menschenalter, bedeuten schon in der Geschichte und kulturellen Entwicklung eines Volkes eine lange Spanne Zeit. Vorwärtsdrängen und Stillstand, Aufstieg und Abstieg, Umsturz und Wiederaufbau können von ihm umschlossen sein.

Wieviel mehr aber stellt ein solcher Zeitraum in dem Leben und der Entwicklung eines aus dem freiwilligen Zusammenschluß gleichgesinnter Berufsgenossen zur Verfolgung gemeinsamer Ziele begründeten fachwissenschaftlichen Vereins dar! Wenn ein solcher den Wechsel der Zeiten und der Anschauungen überdauert, innere und äußere Schwierigkeiten erfolgreich überwindet und nach Ablauf dieser langen Zeit noch als ein lebenskräftiges Gebilde dasteht, darf man wohl annehmen, daß es bleibende Werte und Ziele waren, die zu diesem Zusammenschluß und Zusammenhalt führten, daß er im Kulturleben seines Volkes eine bedeutungsvolle Aufgabe zu erfüllen hatte und an seinem Teil auch nach Kräften erfüllt hat!

Zu diesen Vereinen darf der „Architekten Verein zu Berlin“ gezählt werden, der am 5. Juni 1824 begründet wurde und als der älteste Verein des Bau-faches in Deutschland zu gelten hat, und, wenn wir unter Bau-fach die Architektur und das Bauingenieurwesen zusammenfassen, noch heute mit seinen rd. 2200 Mitgliedern der bedeutendste Vertreter desselben im Vereinsleben ist. Wenn der Verein nicht seinen Gründungstag wählte, um mit einer öffentlichen Feier hervorzutreten, sondern diese erst am 31. August d. J. in der „Goldenen Galerie“ des Charlottenburger Schlosses abhielt, so geschah das, um gleichzeitig damit eine Versammlung des „Verbandes Deutscher Architekten und Ingenieur-Vereine“ zu verbinden, an dessen 1871 erfolgter Gründung der Architekten Verein einen hervorragenden Anteil hat und dessen bedeutendstes Mitglied er heute noch ist.

Begründet wurde der Verein von 18 preuß. „Baukondukteuren“, mit dem „festen Willen die wissenschaftliche Ausbildung unter sich zu befördern“, wie in dem Gründungsprotokoll mit einem gewissen Selbstbewußtsein ausgesprochen wird, eine Aufgabe, die bei dem damaligen Stand der durch die Bauschule vermittelten Ausbildung allerdings von besonderer Wichtigkeit war. August Stüler, Eduard Knoblauch, Ad. Wenz. Brix gehörten zu den Begründern und nach einigen Jahren des Bestehens trat in den jungen Verein auch Karl Friedrich Schinkel ein.

Gegründet in der schweren und kargen Zeit Preußens und ganz Deutschlands nach den Befreiungskriegen, einer Zeit engherziger Bevormundung des Volkes durch die Staatsgewalt und doch eine Zeit reichen, geistigen Lebens, baukünstlerischen Neuschaffens, für dessen Bedeutung uns jetzt erst wieder so recht das Verständnis aufgegangen ist, hat der Verein die Stürme von 1848, die Erstarkung Preußens, das in seine Führerrolle in Deutschland hineinwuchs, den beispiellosen wirtschaftlichen und technischen Aufschwung nach Gründung des Deutschen Reiches, die spätere politische Vereinsamung Deutschlands und

schließlich den Sturz nach dem für uns unglücklich verlaufenen Weltkrieg und die schwere Zeit, die ihm folgte, aus der noch kein Ausweg zu finden ist, miterlebt, in ihr mitgearbeitet und sie überdauert. Acht-hundert seiner Mitglieder zogen mit hinaus in diesen Krieg gegen eine Welt von Feinden, 220 haben darin ihr Leben gelassen, trotz allem, wie wir hoffen, nicht umsonst.

Es soll hier nicht unsere Aufgabe sein, eine Geschichte des Vereins zu geben und die Rolle, die er in der baukünstlerischen und bautechnischen Entwicklung Deutschlands und insbesondere Berlins in den letzten Hundert Jahren unmittelbar als Verein oder mittelbar durch seine hervorragenden Mitglieder gespielt hat, im Einzelnen zu kennzeichnen. Das hat in den Spalten unserer Zeitschrift gelegentlich des 75. Geburtstages 1899 Peter Wallé in liebevoller Weise getan, und wer sich über die letzten 25 Jahre des Vereinslebens bis heute unterrichten will, der lese in der wertvollen Festschrift nach, die der Verein soeben hat erscheinen lassen, in der Josef Stübben mit knappen, scharfen Strichen ein Bild von dem Leben und Wirken des Vereins bis zur heutigen Zeit entworfen hat. Hier soll nur im Großen auf die Bedeutung und Eigenart des Vereins, auf die Aufgaben, die ihm gestellt waren und wie er sie erfüllt hat, hingewiesen werden.

Unsere Zeitschrift hat ja lange Jahrzehnte in enger Fühlung mit dem Verein gestanden, aus dem sie hervorgegangen ist, nachdem die Absicht, ein „Wochenblatt des Architekten Vereins“ herauszugeben, infolge gewisser Bindungen, die der Verein bezüglich seiner Veröffentlichungen gegenüber dem Ministerium eingegangen war, sich nicht verwirklichen ließ. So entstand 1867 von Mitgliedern des Vereins geschaffen, vor allem durch K. E. O. Fritsch, der sie dann bis 1900 geleitet hat, die „Deutsche Bauzeitung“ als privates Unternehmen. Sie ist sich dieses Ursprunges stets bewußt geblieben, hat die Bedeutung des Vereins stets anerkannt, hat ihn ihrerseits gefördert, wie sie von ihm Anregung und wertvolles Material durch seine Mitglieder erhielt, und wo die Wege sich scheiden mußten, wo die Bauzeitung, ihrer eigenen Überzeugung folgend, mit dem Verein die Klinge kreuzen mußte, ist sie stets als offener, ehrlicher Gegner aufgetreten, hat sie nie den sachlichen Boden verlassen und nie die Verdienste des Vereins aus den Augen verloren.

Der Verein ist zu einer Zeit begründet worden, als die Trennung der Fächer des Architekten und des Bauingenieurs noch nicht scharf vollzogen war, die Ausbildung noch zweiseitig erfolgte, erst die besondere Veranlagung und die praktische Tätigkeit im späteren Leben die Scheidung herbeiführten. Er hat nun stets beide Fachrichtungen zur Geltung kommen lassen, zu seinen Mitgliedern zählten sowohl Architekten wie Bauingenieure von hohem Ruf und den Vorsitz haben solche abwechselnd geführt. Die Aera des Ingenieurs Hobrecht mit ihrem straffen Regiment, die in zwei Perioden mehr als zehn Jahre zusammenumfaßte, gehört sogar zu den regsten und bedeutendsten Zeiten des Vereins. Wir können es daher nicht recht verstehen, wenn der Verein jetzt nach 100 Jahren gerade an seinem Jubelfest, den historischen Namen, unter dem er gegründet und gediehen ist, in „Architekten und Ingenieur Verein“

ändern will, um seine doppelfachliche Zusammensetzung jetzt auch rein äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Man erblickt darin eines der Mittel, um den Abbröckelungen entgegen zu wirken, die neuere reine Ingenieurvereinigungen dem Bestande des Vereines zufügen können. Wir sind aber der Ansicht, daß hier eine Entwicklung vorliegt, die man nicht unterbinden, sondern nur so leiten kann, daß daraus nicht Gegensätzlichkeit entsteht, sondern sich doch ein gemeinsames Zusammenwirken zum Nutzen des ganzen Faches ermöglichen läßt.

Diese Zusammenfassung von Architekten und Bauingenieuren, die das Kennzeichen des Vereins von Anfang an bildet und die wir trotz allem für eine wertvolle halten, um den unbedingt wünschenswerten Zusammenhang zwischen Architekt und Bauingenieur, die bei den heutigen Bauaufgaben so oft auf engste Zusammenarbeit angewiesen sind, doch einigermaßen aufrecht zu erhalten — hat doch auch die Deutsche Bauzeitung diesen Zusammenhang selbst gepflegt und während der längsten Dauer ihres Bestehens gleichzeitig Schriftleiter aus beiden Fachgebieten gehabt — ist dem Verein andererseits in baukünstlerischen Fragen von der Gegenseite, den Architekten, zum Vorwurf gemacht worden. Insofern mit einem gewissen Recht, als der Verein in rein baukünstlerischen Fragen, die dem Ingenieur fern liegen, nicht das Schwergewicht seines ganzen großen Mitgliederstandes ins Treffen führen konnte, sondern nur die Architekten unter diesen, die aber auch allein eine stattliche Zahl repräsentieren und ein Gremium von bedeutenden Persönlichkeiten darstellen, das Gehör verdient.

Der Verein zeigt aber nicht nur eine zweiseitige Zusammensetzung nach Fachrichtungen, sondern auch eine weitere Vermischung verschiedener Elemente, indem er Baubeamte und im freien Berufe stehende Architekten und Ingenieure in sich vereint. Auch das halten wir für einen Vorzug, weil sich hier auf neutralem Boden verschiedene Anschauungen einander begeben. Meinungsverschiedenheiten in engerem Kreise behandelt und, soweit das ihrer Natur nach möglich ist, ausgetragen werden können, ohne in der Öffentlichkeit das Bild der Zerrissenheit zu geben, das dem Ansehen des Gesamtfaches leider schon manchen Schaden zugefügt hat. Sicherlich hat sie nicht zu einer Hebung der Stellung der Techniker im öffentlichen Leben beigetragen, gegen die heute im sogenannten Zeitalter der Technik wieder von allen Seiten Sturm gelaufen wird, um die Techniker von Leitern in der Verwaltung, die sie mehr und mehr zu werden versprochen, wieder auf

den Stand von Beratern herabzudrücken. Daß sich neben dem Verein andere, außerhalb stehende Gruppen bildeten, die bestimmte, enger umgrenzte Interessen verfechten, die der Verein seiner ganzen Natur nach nicht vertreten kann und soll, ist andererseits eine natürliche Entwicklung, und deshalb erscheinen uns alle Bestrebungen einer Wiederverschmelzung nicht nur als vergebliches Bemühen, sondern auch vielleicht nicht einmal im Interesse des Faches liegend.

Wohl aber möchten wir wünschen, daß auf dem Boden des Vereins für alle die zahlreichen Aufgaben, die ein Zusammenarbeiten Aller erfordern, sich breiteste Kreise wieder mehr als in letzter Zeit zusammenfinden möchten. Dem Verein haben zu allen Zeiten sowohl Baubeamte des Reichs, der Länder und der Gemeinden, wie zahlreiche hervorragende Vertreter des freien Berufes angehört und in ihm tatkräftig mitgearbeitet. Man braucht nur die lange Liste seiner Mitglieder im verflossenen Jahrhundert durchzusehen, um das bestätigt zu finden. Wenn auch wohl hier und da temperamentvolle Vorsitzende aus dem höheren Baubeamtentum oder jüngere Fachgenossen, die sich im Verein zu engeren Gruppen zusammenschlossen, ihm eine etwas einseitige Richtung zu geben versuchten, so sind doch die allgemeinen Verdienste des Vereins auf dem Gebiete der Facherziehung, der Einflußnahme auf die Organisation der Verwaltung, der Mitwirkung bei der Lösung baukünstlerischer und fachwissenschaftlicher Fragen ganz überwiegend.

Wenn der junge Nachwuchs, namentlich aus dem freien Beruf, sich daher dem Verein z. T. heute fern hält, so kann das nur im allgemeinen Interesse bedauert werden; er sollte vielmehr bestrebt sein, festen Fuß in diesem alten, sicher begründeten Verein zu fassen, dort seinen Einfluß ebenfalls geltend zu machen, ihm seinerseits frisch pulsierendes Leben zuzuführen und dafür aus dem Umgang mit den reiferen Fachgenossen und ihren Erfahrungen Nutzen zu ziehen.

Der Verein hat in den hundert Jahren der Entwicklung, auf die er jetzt mit Stolz zurückblicken kann, eine wichtige Aufgabe in unserem Fachleben zu erfüllen gehabt. Sie besteht auch heute noch trotz aller Wandlungen der Verhältnisse und Anschauungen, trotz aller jüngeren Zusammenschlüsse, die sich neben ihm gebildet haben. Wir wollen wünschen, daß es ihm vergönnt ist, bei einem neuen Aufstieg Deutschlands im Rahmen seiner Aufgaben und zum Nutzen unseres Faches tatkräftig und führend mitzuwirken. —

Fritz Eiselen.

Wilhelm Kimbel.

Ein Künstlerbild der Gegenwart.

Von Dr. Albert Hofmann-Karlsruhe. (Schluß aus No. 68)



orerst trieb ihn das Schicksal noch einmal in die weite Welt hinaus, das Schicksal, das es stets gut mit ihm meinte, besser, als es Kimbel in seinem jugendlichen Drang zu erkennen vermochte. Dem Architekten Richard Wolfenstein und dem Leiter der Zeichenstuben von Pallenberg in Köln, Oskar Metzke, war es gelungen, dem jungen Künstler „mancherlei eigenwillige Wucherungen abzubinden“ und ihn „mit mehr oder weniger sanfter Gewalt zu zwingen, eine gegebene Aufgabe gewissenhaft und sorgfältig zu bearbeiten“. Diese, wenn auch nur kurze Zeit der Schulung bedeutete für ihn eine künstlerische Läuterung, für die er heute noch dankbare Gefühle hegt. Es hätte seiner Entwicklung genützt, wenn er diese Zeit hätte verlängern können. Aber als ein unruhiger Geist mit gelegentlichen eruptiven Erscheinungen trieb es ihn von Pallenberg in Köln wieder nach Mainz, der Stadt, in der seine Vorfahren und deren Nachkommen, die seine eigentlichen Blutsverwandten waren, lebten und

arbeiteten. Er trat hier für einige Monate eine Stellung bei der Firma Anton Bembé an, wo ihm bei längerer Tätigkeit Gelegenheit gegeben gewesen wäre, sein Wissen und Können in weitem Umfang zu vermehren.

Aber das innere Ungestüm ließ ihn auch hier nicht zur Beharrung kommen; allerhand „innerste persönliche Angelegenheiten“ drängten nach irgendeiner Lösung, und so tat er denn, was bereits sein Vater getan hatte: er nahm sich eines Tages ein Passagierbillet nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in dem vielleicht instinktiv richtigen Gefühl, daß ein Wechsel des Schauplatzes ein wirksames Mittel sein könne, seelisch und künstlerisch in ein ruhigeres Fahrwasser zu kommen. Mit einem Vermögen von 35 Dollar und mit einem Überschwang der Gefühle landete er an einem schönen Novembertag des Jahres 1889 in New York, um nun ein Leben anzutreten, das ihm bei einem Rückblick von der heutigen Höhe des Erreichten und nach den reiferen Erfahrungen eines halben Menschenlebens in seiner merkwürdigen Gestaltung wie ein Werk des Schicksals selbst erschien. Natürlich hatte er erwartet, daß sich die Amerikaner um eine solche fabelhafte Kraft reißen würden. Aber es kam

ganz anders. Nach kurzer Tätigkeit in dem Zeichenzimmer seines trefflichen Onkels Anton Kimbel in New York entschloß er sich, auch diese „Täue zu kappen“, die Brücken hinter sich abzubrechen und frohgemut und unbekümmert allein ins amerikanische Leben hinauszugehen. Aber er mußte erleben, daß ihm jeder Erfolg versagt blieb. Der Winter von 1889 auf 1890 und das folgende Frühjahr wurden zu einer harten Zeit für den ruhelosen Künstler und gaben ihm Muße genug, mit sich selbst innerlich ins Reine zu kommen, Monatlang ging er von Tür zu Tür, um nach Arbeit zu fragen. Die wenigen Dollar, die er besaß, waren schnell verbraucht, und er verdankte es nur der Langmut seiner Wirtin, daß er nicht nur eine Wohnung hatte, sondern auch nicht verhungerte.

Trotz dieser Notlage konnte er sich von seiner Einbildung, daß er wunder was könne, nur schwer befreien. Vor allem wollte ihm der Gedanke nicht aus dem Kopf, daß die Amerikaner just auf dem Gebiete seines Berufes nichts Besonderes leisteten. Nur sehr langsam und schwer fielen ihm die Schuppen von den Augen, und erst nach vielen harten Erfahrungen erkannte er, daß in der amerikanischen Union eine ganze Reihe tüchtigster Künstler in lebhaftester Tätigkeit große Erfolge in zielbewußter Arbeit errangen. Ein ganzes Jahr brauchte er, um unter dem Einfluß der harten Schule eines unerbittlichen Schicksals zu erkennen, daß er selbst längst noch nicht künstlerisch fertig und reif genug war, den Wert der Arbeit seiner amerikanischen Kunstgenossen zu erkennen. Da wollte es ein eigentümlicher Glückszufall, daß Kimbel Stellung bei einem Franzosen mit Namen Henry L. Bouché fand. Er mußte dort Schmuck komponieren, Entwürfe für Stuckarbeiten machen, Kartons für Glasfenster zeichnen und war viel auf sich selbst angewiesen, denn Bouché, ein Pariser, war als sein eigener Geschäftswerber den ganzen Tag in New York unterwegs und gab Kimbel am frühen Morgen einfach zu entwerfen und zu zeichnen, was er am Tag vorher an Aufträgen in der Stadt errungen hatte. Diese freie Tätigkeit war Kimbel sympathisch und hätte ihn vielleicht einige Zeit fesseln können. Aber nun griff das Schicksal mit rauher Hand ein. Bouché war plötzlich zahlungsunfähig. Kimbel aber stand wieder da, wo er gestanden hatte. Er fand jedoch sofort wieder Stellung bei dem Architekten

Schickel in der 5. Avenue, der ein Clubhaus für den Kath. Club in New York zu bauen hatte. Kimbel hatte den inneren Ausbau dieses Hauses zu bearbeiten und entwarf und malte im übrigen perspektivische architektonische Darstellungen für die Kirchenbauten dieses Architekten, für den er als letzte Arbeit eine kath. Kirche für Mont Clair im Staate New Jersey entwarf.

Länger als zwei Jahre hielt es ihn aber auch hier nicht, dann zog er nach Chicago, wo 1892 die große Weltausstellung aufgebaut wurde. Sehr ernsthaft war indessen die Arbeit in Chicago nicht, denn mehr als die Arbeit interessierte ihn der Zusammenstrom der Völker der Erde auf dem Ausstellungsgelände, und zudem hatte Kimbel kein Geld.

Nun wird die Entwicklung wieder wechselreich, denn lange blieb er nicht in Chicago, sondern nahm eine Stellung als Zeichner bei der Firma Herter Brothers in New York an. Nach einem kurzen Intermezzo in Grand Rapids Michigan, wo er für ein fürstliches Gehalt Typen für Massenmöbel entworfen hatte, kam er dann in Stellung bei dem früheren Inhaber der Firma Herter Brothers, bei Wilhelm Baumgarten in New York. Damit erreichte er den Höhepunkt seiner Tätigkeit in den Vereinigten Staaten, es war die ernsteste und bildungsreichste Zeit seiner Arbeiten in der Fremde. Denn Wilhelm Baumgarten war ein selten tüchtiger und vornehmer Geschäftsmann mit einem außerordentlich entwickelten Geschmack. Der Künstler sah sich hier vor große und anregende Aufgaben gestellt; er arbeitete mit an einer Reihe großer Bauten für den Süden der Union; er zeichnete an den Arbeiten, die Baumgarten damals für die Astor und Vanderbilt ausführte und gewann damit einen vollen und tiefen Einblick in die vielfältigen Anforderungen, die in Bezug auf alles das, was das Wohnen betrifft, in der großen Welt der Vereinigten Staaten von Nordamerika gestellt wurden. Kimbel bearbeitete ferner die Entwürfe für ein Palais, das sich der Straßenbahn-Magnat Yerkes aus Chicago in New York erbaute.

So hatten sich denn seine fachlichen Arbeiten zur vollen Zufriedenheit gestaltet. Auch sein privates Leben nahm freundlichere, wenn auch eigenartige Züge an. Zwei Jahre, ehe er bei Wilhelm Baumgarten eintrat, hatte ihn das Schicksal mit dem vor nicht allzu langer Zeit verstorbenen Bildhauer Carl Bitter zusammen-



Abb. 9. Entwurf zu einer Prunk-Anrichte.

geführt, der, im gleichen Alter wie Kimbel bei außerordentlichen Fähigkeiten und einem hochentwickelten künstlerischen Geschmack sich zu einem der angesehensten Bildhauer der Vereinigten Staaten aufgeschwungen hatte. Bitter hatte um sich eine Anzahl tüchtiger Künstler und Freunde aus seiner Vaterstadt Wien versammelt. Darunter waren auch Oskar Schimkowitz, später Professor und Vorstand der Sezession in Wien, Josef Lichtenberg und der Radierer Pick, der jetzt in München ein graphisches Institut leitet. Diese vier Künstler mieteten sich in der 57. Straße in New York ein Haus, nahmen eine gemeinschaftliche Wirtschafterin an und führten so durch mehrere Jahre hindurch ein Leben, bei dem sie sich gegenseitig förderten. Zu dieser unzertrennlichen Gemeinschaft trat dann später als fünfter der Maler und Radierer Paul Herrmann, der später einige Jahre in Paris tätig war, nun aber ein Atelier in Berlin besitzt und sich einen weithin geachteten Künstlernamen errungen hat.

So schön aber dieses Leben war, es konnte doch nicht mit dem Lockruf der Heimat wetteifern. Dieser war so stark, daß Wilhelm Kimbel 1894 die Ver-

Breslau verließ und am 29. Juni 1897 mit seinem inzwischen verstorbenen Freunde Assmus Friedrichsen in der Yorckstraße in Berlin die Firma Kimbel & Friedrichsen begründete, die es ihm vergönnt war, in den verfloßenen Jahrzehnten in unablässiger

erfolgreicher Arbeit zu einer hervorragenden Pflegestätte handwerklicher Tüchtigkeit und edler, reifer Kunst machen. Es hat auch hier an schweren Mißerfolgen nicht gefehlt, und mancher Erfolg ist sauer genug errungen worden. Im ganzen aber hat das Schicksal die Firma einen stest aufwärts gehenden Weg geführt, der in den Saalbauten für die „Deutsche Bank“ in Berlin bisher seinen Höhepunkt gefunden hat. Nach dem Ausscheiden von Assmus Friedrichsen aus der Firma und nach dessen Tod ist Wilhelm Kimbel alleiniger Inhaber und Leiter derselben. Er findet in seinem 1905 geborenen Sohn Martin einen hoffnungsvollen Nachfolger, der nun schon in der fünften Generation dasselbe Handwerk erlernt und dieses Jahr sein Gesellenstück gemacht hat.—

Wie Wilhelm Kimbel sich selbst als Künstler entwickelt hat, das mögen die diesem Aufsatz beigegebenen zahlreichen Abbildungen zeigen, die sämt-

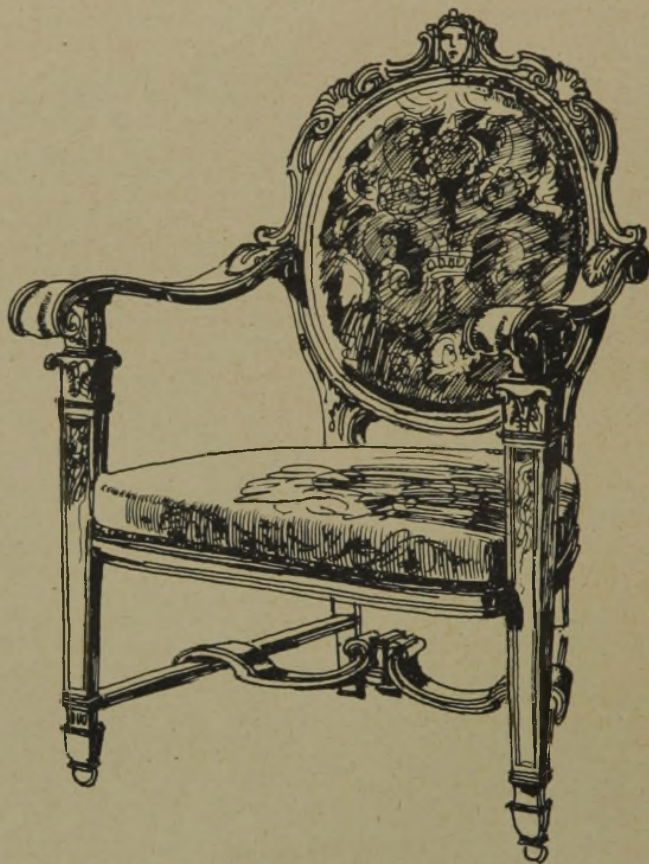
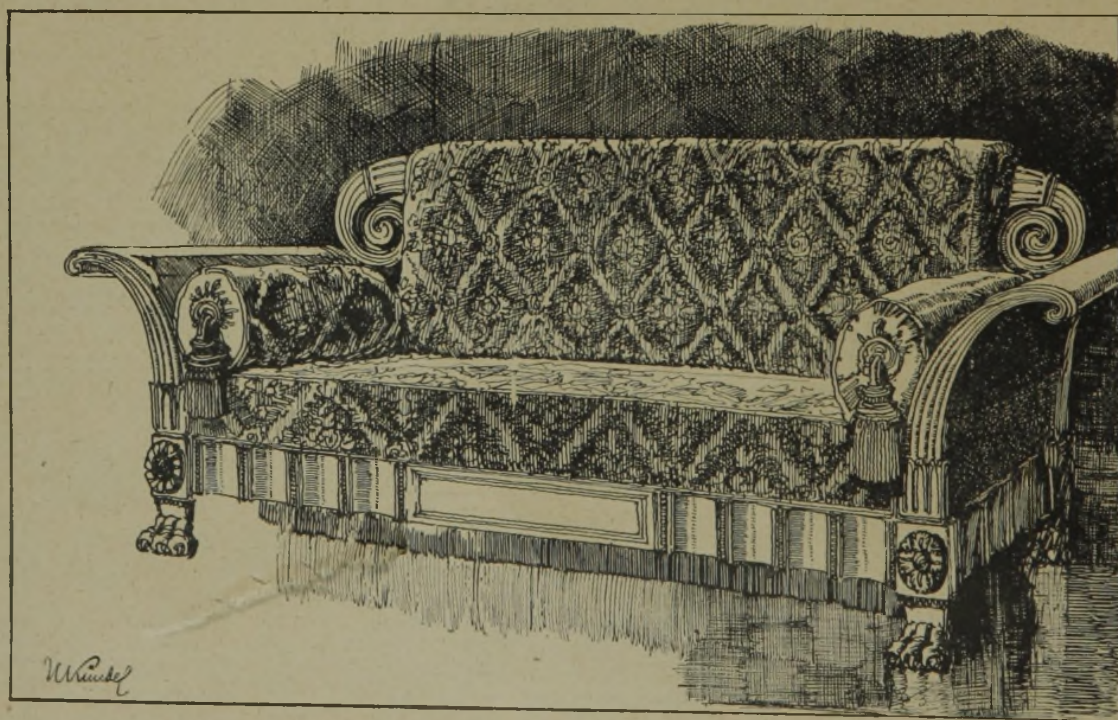


Abb. 10 und 11. Entwürfe zu Sitzmöbeln.



einigten Staaten wieder verließ, um in Breslau in das väterliche Geschäft einzutreten. Dort verheiratete er sich auch am 8. Juni 1895. Der Vater, Martin Kimbel, hatte unter seinen 12 Kindern außer Wilhelm noch zwei, die gleichfalls den Beruf des Vaters ergriffen hatten. Daraus ergaben sich mancherlei Schwierigkeiten, die dadurch gelöst wurden, daß Wilhelm Kimbel

lich von des Künstlers eigener Hand herrühren und ein nur kleiner Ausschnitt aus dem genannten künstlerischen Lebenswerke sind, das alles umschließt, was das Kunsthandwerk und die Anwendung der freien Kunst in seinen hohen Diensten betrifft. Wenn je das viel angeführte und mißbrauchte Wort: „Es bildet ein Talent sich in der Stille — Sich ein Charakter in dem Strom der

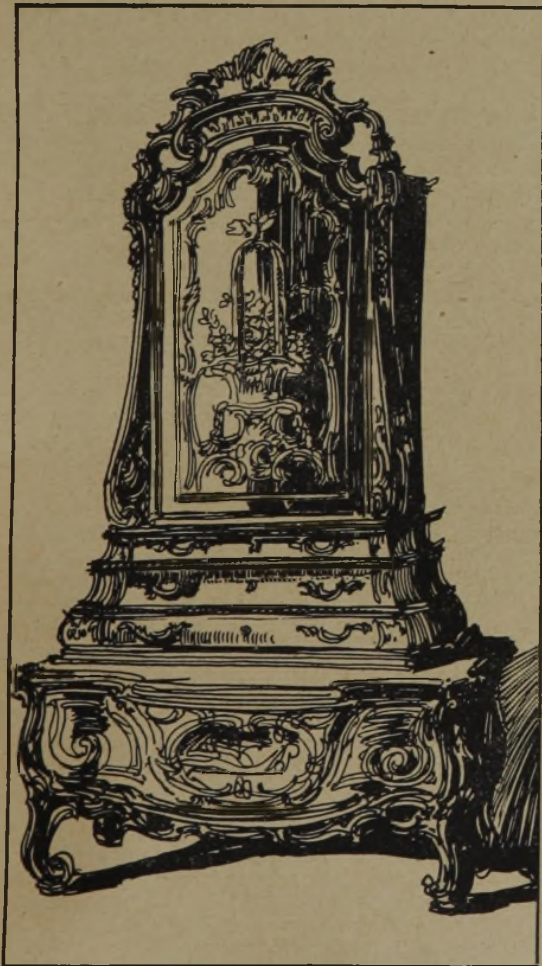
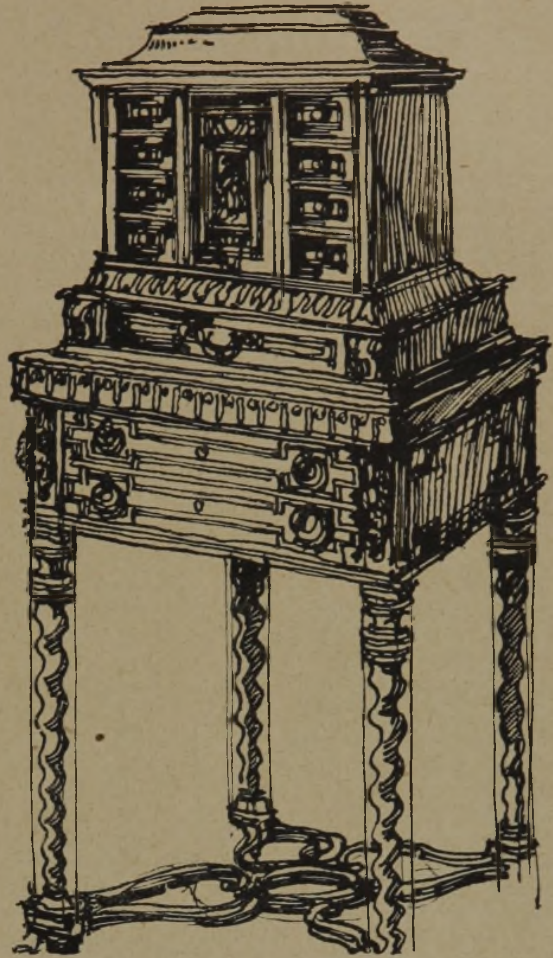
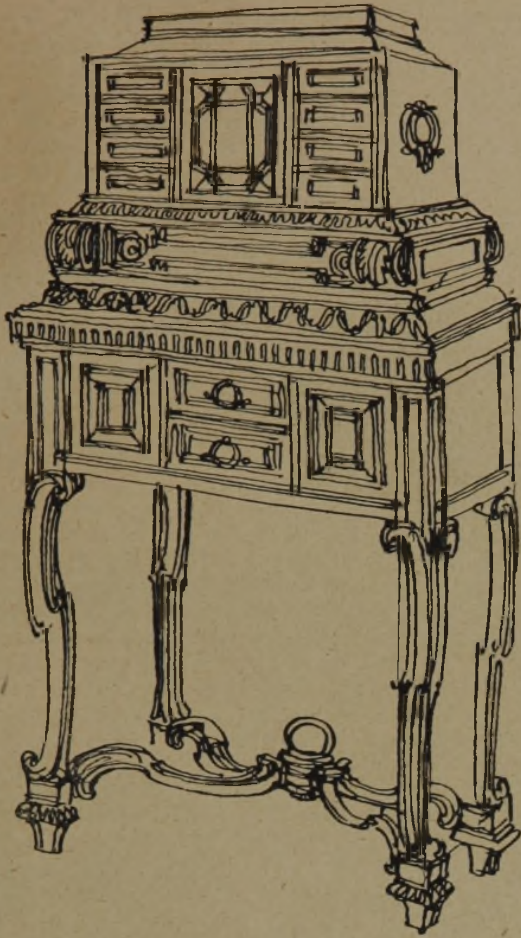


Abb. 12-15. Entwürfe zu Prunkschränken. Handzeichnungen von Wilhelm Kimbel.

Welt“ einen tieferen Sinn gehabt hat, so ist es in unserem Fall. Ein künstlerisches Charakterbild in der ernstesten Bedeutung des Wortes ist es, das wir hier zu zeichnen versucht haben. Und wenn die Darstellung eingehender geworden ist, als es sonst der Raum dieser Zeitschrift zulassen würde, so mag das seine Rechtfertigung finden in dem Umstand, daß hier ein Leben gezeichnet werden sollte, das nur unter den härtesten Anstrengungen und Entbehrungen zu seinem hohen Ziel, zum wirklichen Verständnis für reine Kunst und damit zu inbrünstiger Verehrung für alle gute Kunst gelangt ist. Jahrzehnte des Kämpfens und Ringens mit einem oft genug widrigen Schicksal waren nötig, diese Reife herbeizuführen. Und nun stelle man einer solchen ersten Lebensarbeit das unbekümmerte, ungestüme Stürmen und Drängen einiger jugendlicher Brauseköpfe entgegen, die mit anarchistischem Vernichtungswillen und diktatorischer Geste ihre Kunst aller bisherigen Kunstübung entgegenstellen. In einem Vortrag, der jüngst in Süddeutschland gehalten wurde, konnte es der Redner wagen auszusprechen, als Mangel an Charakter, als Unfreiheit im Denken müsse man es bezeichnen, wenn historische Formen, die zu ihrer Zeit Lebenskraft und damit Lebensrecht hatten, immer wieder zu theatralischen Gesten und theoretischer Heuchelei hervorgeholt und erniedrigt werden. Das frische Wagnis, der lebendige Versuch, unsere eigene Zeit so zu gestalten, wie sie ist, stehe über jenem Bemühen. Ungefähr so haben wir es auch aus dem „modernen“ Weimar gehört. Es wäre unmöglich, daß so etwas ausgesprochen würde von einem wirklichen Baukünstler, einem Architekten, der sich mit Eifer bemüht hat, in den Geist der alten Formenwelt einzudringen und die treibenden tieferen Kräfte zu erkennen, die zu ihrer Gestaltung geführt haben. Das „frische Wagnis“ allein tut es noch nicht, es muß noch vieles andere hinzukommen, vor allem die Ehrfurcht vor dem, was frühere Zeiten geschaffen haben.

Unter dem Ruf: „Nieder mit der Tradition!“ stehen wir vielleicht am Anfang einer Zeit, die man wohl ohne Übertreibung charakterisieren kann als das „große Zeitalter des Dilettantismus“. Mancher tüchtige Handwerksmeister kommt da in die Lage, in der er die Frage sich vorzulegen gezwungen wird, ob er der Letzte einer Epoche ist, in der das Kunsthandwerk noch künstlerisch sein durfte, oder ob er vielleicht ein Erster ist, berufen, am Beginn einer neuen Entwicklung zu stehen, die dem Handwerk wieder gibt, was des Handwerkes ist. Nur dann wird die Unterlage geschaffen, auf der Handwerker und Künstler eine künstlerische Produktion aufbauen können, die sich der der vergangenen Jahrhunderte an ehrlichem Wollen, an innerem Selbstvertrauen, an Streben zu großen Zielen und an Ehrfurcht vor dem in früheren Zeiten Geschaffenen vergleichen ließe. Tieferblickende erkennen die Anzeichen für eine solche Wandlung der Dinge und streben nicht ohne Hoffnung einer neuen Zukunft zu.

Literatur.

Q. 6. in Mannheim. Ein Beitrag zur Topographie und Genealogie der Stadt. Von Min.-Rat Prof. Dr. phil. Fritz Hirsch in Mannheim. Karlsruhe 1924. Verlag G. Braun G. m. b. H. Preis geh. 4.80, geb. 6 M. —

Der auffallende Titel deckt die Geschichte des so benannten Häusergevierts in Mannheim und des auf ihm errichteten Gefängnisses, wobei ein neckischer Zufall es will, daß das Wort „Kuh“, wie aus Grimms Wörterbuch und anderen Quellen nachgewiesen wird, in früheren Zeiten die Bedeutung „Gefängnis“ hatte. Eine Untersuchung über die vermögensrechtliche Stellung der in der Anstalt befindlichen Kapelle hat sich auf Grund der reichlich vorhandenen alten Akten hier erweitert zu einem Kulturbilde des 18. Jahrhunderts, das Ausblicke auf die manigfachen Lebensgebiete gestattet. Es sind zunächst sehr rückständige Verhältnisse im Gefängniswesen, die uns entgegen-treten; für Untersuchungsgefangene aller Art hat man 1749 nur ein Zimmer, in dem bis zu 23 Personen, Männlein und Weiblein durcheinander, in oft recht langer Haft gehalten werden. Ein andermal lesen wir, daß in dem Gefangenen-

Zu ihnen gehört auch Wilhelm Kimbel. In einer Zeit, die erfüllt ist vom Ruf nach dem Recht der Persönlichkeit, hat er nichts anderes beansprucht, als sein künstlerisches Vermögen in der einem ehrenhaften Handwerk angemessenen Weise zu entwickeln. Auch die Werkstatt selbst fordert ihre Rechte. Ein Werkstattbetrieb, der richtig geleitet ist, ist gleichsam ein großes Orchester, in dem es die verschiedensten Kräfte gibt vom ersten Geiger bis hinab zum Trommler und Paukenschläger. Die Seele eines solchen Orchesters aber bleibt der Kapellmeister, der künstlerische Leiter; dieser erreicht die Höhe nur, wenn er bei voller Hingabe an das Werk selbst vom künstlerischen Feuer durchglüht ist. Ob er nun das Werk eines großen fremden Komponisten oder seine eigenen Kompositionen durch das Orchester ausführen läßt: die Liebe zum Werk ist stets das Entscheidende. Auch Kimbel stand in gleicher Weise im Dienst fremder Kunstentwürfe, die er zu verwirklichen hatte, wie in dem seiner eigenen Kompositionen. Und stets war es die gleiche Liebe, die er seinem Gegenstand entgegenbrachte. Das konnte er nur unter Stützung auf eine lebendige Überlieferung. Dabei jedoch entstanden mancherlei Schwierigkeiten. Seit Jahrzehnten bleibt es die geistige Krankheit unserer Tage, daß man sich einbildet, organisch gewachsene Dinge reformieren zu müssen. Es kann heute kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß man mit der Reform des Handwerkes, die nach der Proklamierung der Gewerbefreiheit einsetzte, die selbst wieder eine Reform sein sollte, das ehrsame Handwerk zugrunde gerichtet hat. Und mit der Reform der künstlerischen Erziehung, die alle paar Jahre wieder einsetzt, hat man die Kunst zugrunde gerichtet.

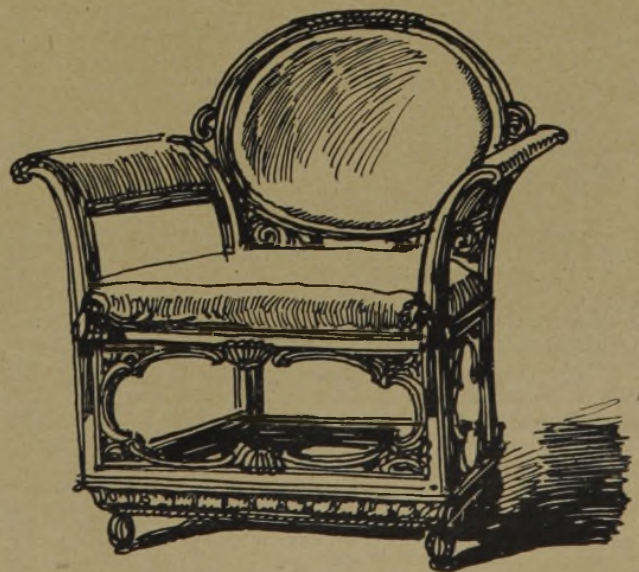
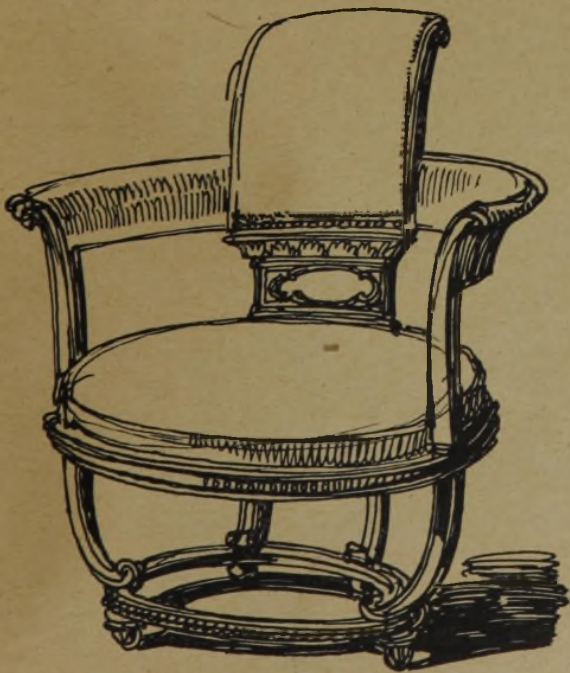
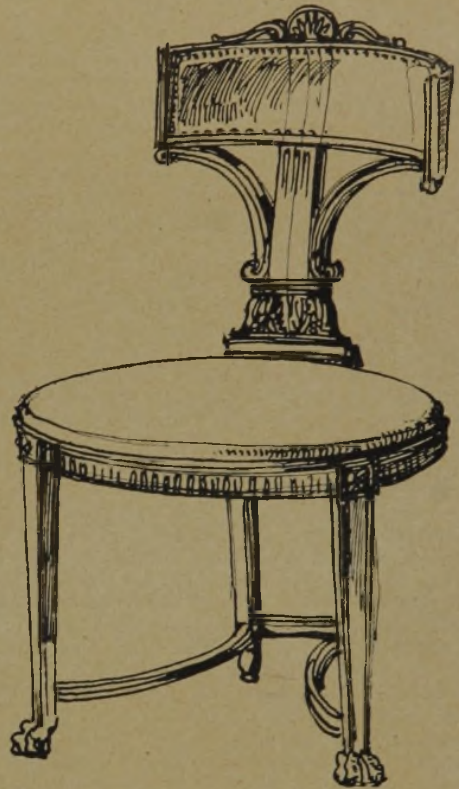
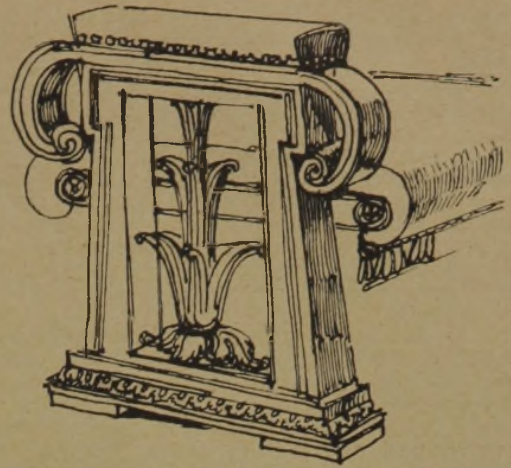
Den schlimmsten Irrtum aber hat man dann begangen, als man unter dem Zeichen des Kunstgewerbes die kunstbegeisterten Dilettanten mitbestimmend werden ließ bei der Entwicklung von Handwerk und Kunstpflege. Das Wort trifft selten genug zu, daß Gott dem den Verstand gibt, dem er ein Amt verleiht. Trifft es zu, dann müßten Museumsdirektoren und Ministerialdezerenten mehr von der künstlerischen Hervorbringung verstehen, als es tatsächlich der Fall ist. Daß es jedoch in einem bedauerlichen Maße nicht der Fall ist, beweisen die trostlosen Ergebnisse jahrzehntelanger Reformtätigkeit, mit der wir im letzten halben Jahrhundert aus den Zentralstellen beglückt wurden. Der Lebensgang Wilhelm Kimbels, seine heiße Liebe zum Handwerk, die Überlieferung vom Großvater über den Vater zur künstlerischen Gestaltung zeigen, daß wir im Rausch der Reform die einfache, klare Linie verloren haben und daß die Dinge nun nicht mehr so einfach liegen, wie Reformen und Stürmer ohne tieferen Gehalt uns glauben machen wollen. Auf alle trifft Goethes Mahnung in dem Sinngedicht „Groß ist die Diana von Ephesus“ zu:

„Nur soll er nicht das Handwerk schänden,
den,
Sonst wird er schlecht und schmähdlich
enden!“ —

raum dauernd ein Mann von der Wache mit eingeschlossen werden muß, weil die Riegelwände nicht Sicherheit genug gegen das Ausbrechen boten. Als man dann für dauernde Strafen ein Zuchthaus errichtet, werden für die leichteren Gefangenen größere Säle angelegt, Schwerverbrecher aber erhalten fensterlose, halb unter der Erde liegende, nicht heizbare kleine Zellen, für deren „Luftzufuhr“ nur eine Öffnung in der Decke vorgesehen war. Dabei ergeben sich sehr merkwürdige Uneinigigkeiten zwischen Bauleitung und dem Baudirektor Weinbrenner in Karlsruhe über Einzelheiten der Ausführung, in die wir eingeweiht werden. Mit dem Zuchthaus verband man gleich ein Irren- und Arbeitshaus und sonderbarerweise auch ein Waisenhaus. Viel Sorge machte die Beschäftigung der Insassen mit Arbeit aller Art. Wir erfahren von Aufhöhung eines Stückes Sumpfland, — wobei wir den Ausdruck für die dabei verwendeten „Gassenkessel“ lieber als „Gassenkehrsel“-Kehricht, nicht als „Gassenkiese“ deuten würden —, im allgemeinen aber zieht man die Beschäftigung im Hause mit Spinnen, Flechten und Weben für Weiber und Kinder, Holzschneiden usw. für Männer vor. Das gibt Veran-

Wilhelm Kimbel.
Ein Künstlerbild der Gegenwart.

Abb. 16 bis 20. Entwürfe zu Sitzmöbeln in
verschiedenen Stilarten.



lassung, die Lohnverhältnisse der Zeit zu berühren, ebenso die Verpflegung der Gefangenen und Waisen. Die Gefangenen, in verschiedenen Abstufungen dauernd in Ketten geschlossen, erhalten bei der Einlieferung ein „Willkommen“ bei der Entlassung einen „Abschied“ von je 12–25 Stockschlägen. Die Waisen scheinen es dagegen recht gut gehabt zu haben, denn in mehreren Fällen bleiben sie zeitlebens (!) in der Anstalt. Aus einem solchen Falle, in dem der Zögling seinen Anteil an einer zu erwartenden Erbschaft der Anstalt verschrieben hatte, entwickelt sich um 1800 ein Prozeß, der uns ein Bild des damaligen Gerichtswesens und des, ganz wie vor kurzem bei uns, durch Papiergeldausgabe zerrütteten Geldwesens gibt.

Endlich werden bei Behandlung der Anstaltskapelle zu St. Michael Lebensführung, Bildungsgang und Schicksale der bei ihrer Ausführung tätigen Künstler, des Bildhauers Johann Matthäus van den Branden und des Malers und Akademieprofessors Franz Anton Leidensdorff, eingehend erörtert und geklärt. So ist das ganze fesselnd und ergötlich zu lesen für Den, der von den Lebensverhältnissen der „guten alten Zeit“, lehrreich auch für Den der von dem Bauwesen des 18. Jahrhunderts eine Anschauung gewinnen möchte. —

Tote.

Hermann Keller †. Im 73. Lebensjahre ist der Wirkl. Geh. Ob.-Baurat Dr.-Ing. e. h. Hermann Keller, bis vor sieben Jahren Vortrag. Rat in der Wasserbauabteilung des preuß. Ministeriums der öffentl. Arbeiten und von 1902 bis zu seinem Austritt aus dem Staatsdienste Leiter der preuß. Landesanstalt für Gewässerkunde, aus einem erfolgreichen und bis kurz vor seinem Tode tätigen Leben abgerufen worden. In Gießen 1851 geboren studierte er, nachdem er den deutsch-französischen Feldzug mit Auszeichnung mitgemacht hatte, in Aachen und Berlin, war zunächst nach Ablegung der Prüfung als Reg.-Bmstr. als Hilfsarbeiter im preuß. Ministerium der öffentl. Arbeiten tätig, dann längere Zeit auf Studienreisen im Ausland. Bei den Packhofsbauten in Berlin, beim Bau des Kaiser-Wilhelm-Kanals war er dann praktisch tätig. Zu den schönsten Zeiten seines Lebens rechnete er einen dreijährigen Aufenthalt als techn. Attaché der kaiserl. Botschaft in Rom, wo der blondbärtige Germane mit seiner Reckengestalt Aufsehen erregte, und wo er Beziehungen zur italienischen Regierung anknüpfte, die auch in seinem ferneren Leben seinen technischen Rat öfter und gern beanspruchte.

Seine eingehende Kenntnis auf dem Gebiete des Wasserbaues im In- und Auslande, seine wertvollen Veröffentlichungen und Berichte auf diesem Gebiete ließen ihn dann als die geeignete Persönlichkeit erscheinen, als 1892 der preuß. Ausschuß zur Untersuchung der Hochwasserverhältnisse eingesetzt wurde, um die Leitung des Büros dieses Ausschusses zu übernehmen. In dieser Stellung hat er die ausgezeichneten Werke über Oder, Memel-Pregel und Weichsel, Weser-Ems geschaffen und an dem in derselben Richtung gehenden Elbe-Werk mitgearbeitet. Es sind mustergültige Arbeiten, die sich nicht auf das engere Gebiet der Hochwasserverhältnisse beschränken, sondern die Stromverhältnisse einschl. der Wasserwirtschaft in den Kreis ihrer Betrachtungen ziehen und erst die Grundlagen geschaffen haben zu einem sachgemäßen Ausbau dieser Ströme und ihrer Ausnutzung. Keller hat sich in diesen Werken ein bleibendes Denkmal gesetzt. Seine Erfahrungen auf diesem Gebiete und sein Rat sind daher vom In- und Auslande bei zahlreichen wasserwirtschaftlichen Fragen und Unternehmungen eingefordert und beachtet worden.

Ein ausgezeichnete Kenner seines Gebietes, ein Forscher und Praktiker in großen Fragen, außerdem ein vortrefflicher und liebenswürdiger Mensch ist mit Keller dahingegangen. — Fr. E.

Personal-Nachrichten.

Ehrendoktoren Technischer Hochschulen. Die Technische Hochschule München hat dem Geheimen Rat Gen.-Dir. a. D. Karl Ritter von Rasp, „dem verdienten Förderer der Versicherungswissenschaft, dem vorbildlichen deutschen Wirtschaftsführer“, die Würde eines Doktor-Ingenieurs ehrenhalber verliehen. —

Die Technische Hochschule Braunschweig hat dem Vorsitzenden des Reichsverbandes des deutschen Tiefbaugewerbes E. V. Adolf Dietrich, auf Vorschlag der Abteilung für Wirtschaftswissenschaften und allgemein bildende Wissenschaften, die Würde eines Doktor-Ingenieurs ehrenhalber verliehen. —

Die Technische Hochschule Aachen hat dem Großindustriellen Karl Hannemann in Remscheid „in Anerkennung seiner Verdienste als Pionier deutscher Technik und deutschen Unternehmungsgeistes im Aus-

lande“ die Würde eines Doktor-Ingenieurs ehrenhalber verliehen. —

Die Technische Hochschule Hannover hat dem Verleger und Antiquar Karl Wilhelm Hiersemann in Leipzig „in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um Wissenschaft, Kunst und Forschung“ die Würde eines Doktor-Ingenieurs ehrenhalber verliehen. —

Die Technische Hochschule in Stuttgart hat dem Professor an der eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich Dr. phil. Franz Präsil „in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen sowohl als bahnbrechender Forscher auf dem Gesamtgebiet der technischen Hydro-mechanik und des Turbinenbaues wie auch als fruchtbarer akademischer Lehrer“ und dem Ingenieur Paul Reisser „in Stuttgart“ „in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste und die frühzeitige Einführung und die Verbreitung der elektrischen Beleuchtung und der elektrischen Arbeitsübertragung in Württemberg“ die Würde eines Doktor-Ingenieurs ehrenhalber verliehen. —

Wettbewerbe.

Einen Wettbewerb zur Erlangung von Fassadenentwürfen für den Umbau der alten Post- und Telegraphengebäude am Marktplatz in Hamm (Westf.), die in ein städt. Verwaltungsgebäude umgewandelt werden sollen, schreibt die dortige Stadtverwaltung mit Frist zum 10. Oktober d. J. unter reichsdeutschen Architekten aus. Je 2000, 1000, 750 und 500 M. sind als Preise ausgesetzt. Jedoch bleibt eine anderweitige Verteilung der Gesamtsumme vorbehalten. Die Zusammensetzung des Preisgerichts wird noch öffentlich bekanntgegeben. Unterlagen sind vom Stadtbauamt gegen Einzahlung von 20 M. erhältlich, die bei Einreichung eines vollständigen Entwurfes zurückerstattet werden. —

In einem engeren Wettbewerb um Entwürfe für den Neubau einer Kirche in Neuweise i. Erzgeb. erhielten den 1. Preis Prof. Paul Kranz-Chemnitz, den 2. Preis Arch. Brt. Wagner-Poltrock-Chemnitz. Die erstgenannte Arbeit wird ausgeführt. —

In einem engeren Wettbewerb um die endgültige Entwurfsfassung der ev. Friedenskirche in Frankfurt a. M. an der Franken-Allee hat das Preisgericht die Arbeit des Arch. Prof. Lennartz-Kiel an erster, des Arch. Karl Blattner-Frankfurt a. M. an zweiter und der Arch. Georg und Karl Schmidt-Frankfurt a. M. an dritter Stelle zur Ausführung empfohlen. Bereits vor 12 Jahren hatte ein Wettbewerb unter den ortsansässigen Architekten stattgefunden. Der damals mit dem 1. Preis ausgezeichnete Entwurf des Arch. Leonhardt wurde zur Ausführung bestimmt, die aber durch den Ausbruch des Weltkrieges verhindert wurde und sich jetzt, da der Verfasser gefallen ist, nicht mehr ermöglichen läßt. Infolgedessen wurde dieser neue Wettbewerb unter den Verfassern der damals in engerer Wahl befindlichen 8 Entwürfe gegen ein Honorar von je 500 M. ausgeschrieben. —

Im Ideenwettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für einen Neubau eines Schützenhauses in Köslin, der unter Architekten der Provinzen Ostpreußen, Pommern, Grenzmark, Brandenburg und der freien Stadt Danzig ausgeschrieben war, entfielen bei insgesamt 111 eingegangenen Entwürfen der I. Preis von 3000 M. auf die Reg.-Bmstr. Fritz Keibel und Walter Genzmer in Berlin, der II. Preis von 2000 M. auf Mag.-Brt. Weiß in Berlin-Friedrichsfelde, der III. Preis von 1000 M. auf die Arch. Zerbe und Harder in Berlin. —

Chronik.

Die bauliche Entwicklung der Stadt Münster in Westfalen. Der i. J. 1922 bereits 5000 Morgen große Grundbesitz der Stadt Münster ist durch den Ankauf zweier Güter um über 1000 Morgen vermehrt worden. Ein erheblicher Teil dieses Bodens kommt für Wohnungsbauten und als Industriegelände in Frage. Durch die in Angriff genommene Umwandlung der Loddenheide in einen Flugplatz wird Münster in den Flugverkehr London-Amsterdam-Hannover-Berlin eingeschaltet. Der Magistrat will Landstrecken am Dortmund-Emskanal erwerben, um dort rechtzeitig Industrie ansiedeln zu können. Die Vorarbeiten für eine Bahn Haltern-Buer-Essen werden vom Magistrat sehr gefördert. Die Arbeiten an dem Bahnbau Dortmund-Münster, die schon seit 12 Jahren im Gange sind, wurden vor einigen Monaten wieder aufgenommen. Bis zur vollständigen Fertigstellung werden wahrscheinlich noch zwei Jahre vergehen. —

Inhalt: 100 Jahre Architekten-Verein Berlin. — Wilhelm Kimbel (Schluß). — Literatur. — Tote. — Personal-Nachrichten. — Wettbewerbe. — Chronik. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H. in Berlin.
Für die Redaktion verantwortlich: Fritz Eiselen in Berlin.
Druck: W. Büxenstein, Berlin SW 48.